



Täuschungsarten

„ehrlich wirklich wahr“

Jänner 2025

„ehrlich wirklich wahr“
Ein Beitrag zum Lobgesang der Lüge

Lügen wird immer bedeuten, muss immer
bedeuten, den anderen *mit Absicht - bewusst -*
zu täuschen, im *Wissen*, was man *willentlich*
verbirgt, und sich daher also nicht selbst
belügend.
Jacques Derrida*

„Am Anfang war die Lüge. Und: Der Anfang *ist* eine Lüge. Mit diesen beiden Sätzen fasse ich einen Diskurs über die Lüge zusammen, den ich im Folgenden als hinlänglich bekannt voraussetze. Was mit der Lüge beginnt, das sind die großen Themen: das Soziale oder das Wissen zum Beispiel, das Recht, die Politik und sicher nicht zuletzt die Kunst. Was diesen Diskurs so reizvoll, um nicht zu sagen unwiderstehlich macht, das ist jedoch die ironische Wendung, die der zweite Satz ins Spiel bringt. Durch einen unerfindlichen Akt der Selbstbezeichnung gesteht man zu, dass auch die Lüge eines der großen Themen ist, vielleicht sogar das größte von allen. Auf diese Weise kommt ein durchaus kunstvolles Gebilde zustande, so anmutig und fragil, dass sich immer wieder ein Tölpel finden wird, der es zum Einsturz bringen möchte. Der Witz ist natürlich, dass die destruktive Absicht ins Leere greift. Sie lässt sich täuschen und trägt somit nur dazu bei, dass sich der als bekannt vorausgesetzte Diskurs wiederholen und selbst reproduzieren kann.

Nachdem das Spiel, anders gesagt, pervers genug ist, um nur mit einem Spielverderber zu funktionieren, möchte ich mich von Anfang an zu dem verlorenen Posten bekennen, den ich hier besetzen werde. Wenn daher mein Beitrag ab und zu etwas desperat wirkt, dann wird er es wohl auch sein.

* Jacques Derrida, *Geschichte der Lüge. Prolegomena*. Wien 2015, 81.

An sich oder formal betrachtet ist die Bewegung, in der sich der Diskurs formiert, typisch für die Iterabilität beziehungsweise für den Wiederholungszwang, mit dem sich derselbe „selbst“ dekonstruiert. Die Lüge setzt so zum Beispiel einen ästhetischen Prozess in Gang, der sie als das hervorbringt, was ihn in Gang setzt. „Drei ist die erste Zahl der Wiederholung.“*

Ob die Selbstbezüglichkeit, in der die Lüge von der einen Seite zur anderen wechselt, vom Konstituens zum Konstituierten und wieder zurück, nur eine formale Plattitüde oder etwas anderes ist, ein konkreter Sprechakt oder ein „Ereignis“, das hängt auch nach einer dekonstruktivistischen Lesart von dem ab, was der so gefasste Begriff der Lüge als das „Andere seiner selbst“ von sich ausschließt. In einem konkreten Fall geht es daher darum, den Kontext zu bestimmen, den Rand oder das „Außen“, wofür sich im Fall der Lüge so verschiedene Kandidaten anbieten wie die Aufrichtigkeit, die Wirklichkeit oder die Wahrheit. Das sind freilich wieder nur abstrakte Titelworte, leere Hüllen oder vielmehr Kostüme, die immerhin so verschieden dekoriert sind, dass sich allein darin schon verschiedene Figuren abzeichnen, Szenen und auch Verwechslungen: ist zum Beispiel das, was aufrichtig und ehrlich ist, nicht zugleich auch wahr, und das, was wahr ist, nicht auch wirklich?

Eine Randfigur, die in dieser Aufzählung fehlt und die in der Täuschungsliteratur meist vergessen wird, ist die Figur der Belogenen. Sie wird kaum erwähnt, obwohl sie die Lüge zweifellos von einem Außen konstituiert, das ihr notwendiger Kontext ist. Ohne jemanden, der sich irgendwann einmal belügen ließe, würde es so etwas wie die Lüge nicht geben.** Die Figur der Belogenen ist daher

* Jacques Derrida, *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt am Main 1997, 450.

** Muss es vor den Belogenen nicht schon die Lüge, das heißt, eine Lügnerin oder einen Lügner geben? Wenn man in der „Erfindung der Lüge“, von der im nächsten Abschnitt die Rede ist, von einer Reihenfolge überhaupt reden kann, dann ist es umgekehrt. Man muss zuerst einmal die Figur der Belogenen erfunden haben, was in etwa wie folgt vor sich gehen könnte. Man macht die Entdeckung, dass sich die Leute täuschen können, und kombiniert sie mit einer Äußerung, die eine täuschende Wirkung hat. Diese Kombination könnte eine Erfindung sein, in der sich bereits die Figur der Belogenen abzeichnet. Damit eine Lüge daraus wird, werden weitere Schritte notwendig sein. Wie dem auch sei, man muss schon eine Reihe von Belogenen vorweisen, wenn man diese Erfindung zum Patentamt bringt. Es reicht nicht, eine noch

in einem ganz prosaischen Sinn das Andere der Lüge selbst. Durch sie wiederholt und reproduziert sie sich insofern, als „die Lüge“ eine konkrete Handlung bezeichnet, die zumindest eine Absicht der Täuschung sowie die – zunächst nur vorausgesetzte – Erfüllung dieser Absicht umfasst. Ohne jene Figur, die hier dazwischenkommt, wäre die Lüge nicht mehr als eine Tautegorie. Sie braucht jemanden, der sich voraussichtlich belügen lässt und somit, seiner selbst nicht bewusst, das notwendige Andere beisteuert, das die Lüge zu dem macht, was sie sein soll: eine Pseudogorie, eine Art der Täuschung.

In diesem Punkt führt der allgemeine Sprachgebrauch scheinbar in die Irre. „Lügen“ ist, im Unterschied zu „betrügen“ oder „täuschen“, kein Erfolgsverb. Ich lüge, doch man glaubt mir nicht. Meine Lüge ist und bleibt trotzdem eine Lüge. Ich habe gelogen, auch wenn ich niemanden belogen habe. Lug ohne Trug, so etwas scheint rein sprachlich durchaus vorgesehen zu sein. Daraus könnte man schließen, dass die Lüge keine Art des Betrugs ist, und auch sonst keine Täuschungsart. Oder aber, dass sie eine besondere Art der Täuschung ist. Allein schon der Versuch, jemanden in dieser Art und Weise zu täuschen, wird als Täuschung angesehen.

Das kann an der besonderen Rolle liegen, die bei diesem Versuch die Worte spielen; sie werden gebraucht, nicht um sich anderen mitzuteilen, sondern um sich vor ihnen zu verbergen. Damit werden zwar nicht die Worte selbst missbraucht, aber immerhin die anderen, an oder vielmehr gegen die man sich damit wendet.*

nie dagewesene Lügengeschichte aufzutischen oder einfach nur zu sagen, „ich habe zum ersten Mal gelogen“, selbst wenn das zum ersten Mal gelogen wäre.

* Hinter diesem Absatz, der mir spätestens beim Lesen die Schamröte ins Gesicht treiben sollte, hätte ich mich auch verstecken können, etwa indem ich „wie Montaigne sagt“ hinzugefügt oder gleich aus seinem Essai über die Lüge zitiert hätte. Ich wollte es unterlassen und werde es nun etwas kleinlaut doch tun. „Wahrlich“, sagt Montaigne, „das Lügen ist ein verfluchtes Laster. Wir sind nur Menschen und haben nur Gemeinschaft miteinander durch das Wort.“ (Michel de Montaigne, *Von den Lügneren*. In ders.: *Essais*. München 2023, 70.) Weniger bekannt als dieses Zitat ist der Kontext, dem es entnommen ist. Darin geht es um das schlechte Gedächtnis, an dem Montaigne zu leiden behauptet. Mit einem Gedächtnis wie dem seinen, von dem er *sozusagen keine Spur in sich* finde, sage man *nicht ohne Grund*, dass man sich *nicht aufs Lügen einlassen* sollte. Man würde „dieselbe Sache bald grau, bald gelb nen-

*

Als Ricky Gervais das Drehbuch zum Film „The Invention of Lying“ schrieb, ist er allem Anschein nach im achten Philosophicum Lech zur Schule gegangen.* Ich hatte den Film völlig verkehrt in Erinnerung, vielleicht auch wegen des verkehrten deutschen Titels „Lügen macht erfinderisch“. Ich dachte, es ginge um ein Land ähnlich dem sagenhaften Kreta, in dem alle Landsleute lügen, und zwar ständig, wobei alle von allen wissen, dass sie lügen. Allein darin könnte man schon ein gewisses Paradoxon ausfindig machen, im Vergleich mit dem das herkömmliche Lügenparadoxon eine eher langweilige Angelegenheit ist. Es gibt hier nur Lügende und keine Belogenen. Dazu kommt es erst, wenn Mark Bellison auftaucht, der Held des Films, gespielt von Gervais. Er sei hier zum Zweck eines Dokumentarfilms gelandet, so dachte ich, woraus ein ungewollter Fake wird, in dem er sich selbst nicht wiedererkennt.

In Wirklichkeit ist es genau verkehrt herum: Bellison lebt in einer Welt (nicht nur in einem Land), in der es keine Lügen gibt. Es fehlt hier nicht nur der Begriff, sondern die Sache selbst. Dabei geht es im Großen und Ganzen eben zu wie im Philosophicum, ich meine so, wie es ein Leben ohne Lüge vorstellt. Im Umgang der Leute zeigt sich nicht gerade die feine englische Art. Mit einem Wort, es ist trostlos. Wie die Lüge erfunden wird, das zeigt eine Großaufnahme von Bellisons Gehirn: ein Kurzschluss oder Geistesblitz, heraus kommt ein falscher Kontostand. Und die erste Lüge macht sich sogleich bezahlt – sie *muss* sich bezahlt machen. Am Sterbebett der Mutter ist es das Jenseits, das für bare Münze genommen wird. Wie

nen, diesem so und jenem anders“ (ebd.). Die Pointe ist, dass es (auch für ein besseres, doch nie ausreichend gutes Gedächtnis) *tausend Wege* gibt, *wider sein Gewissen* das Falsche zu sagen, und dass schon zwei davon genügen, um den Dialog zum Stocken zu bringen. Auf die Lüge folgt also *die Verstocktheit* (ebd.), weshalb Montaigne die Lüge vor allem wegen ihrer Tendenz zur Ungeselligkeit tadelt. In Anspielung auf Augustinus sagt er am Ende seines Essais, es sei besser, in Gesellschaft eines schweigenden Hundes als in der eines redseligen Lügners zu sein. Die Untauglichkeit der Lüge für die Konversation widerspricht so ziemlich allem, was die Täuschungsliteratur sonst dazu sagt.

* Vgl. Konrad Paul Liessmann (Hg.), *Der Wille zum Schein. Über Wahrheit und Lüge*. Philosophicum Lech, Band 8. Wien 2005.

man daran sieht, kann die Lüge, erst einmal erfunden, auf allen Registern gleichermaßen spielen.

Bellison ist als Trickser und falscher Prophet so erfolgreich, weil alle anderen alles glauben, was man ihnen sagt. Denn sie kennen ja die Lüge nicht. Bekannt ist ihnen nur „die Wahrheit“, * wie es im Vorspann heißt. Das würde bedeuten, dass man sich als „Eingeborener“ in einem Land ohne Lüge niemals täuscht. Wenn ich noch niemals getäuscht wurde oder, was dasselbe ist, noch nie einem Irrtum verfallen bin, dann bin ich nicht etwa so leichtgläubig wie man es sich vorstellt. Mir fehlt jeder Glaube, von dem ich weiß, dass er wahr oder auch falsch sein könnte.

Ich glaube zum Beispiel, dass im Kühlschrank noch ein Bier ist. Ich glaube obendrein, dass ich es glaube und zu glauben glaube. Mein Glaube ist also seiner selbst bewusst und soweit auch in sich gefestigt. Dann gehe ich zum Kühlschrank und sehe nach. Muss ich in dem Fall, dass ich wider Erwarten kein Bier vorfinde, mir immer noch denselben Glauben selbst schenken? Ich glaube nicht. Stattdessen glaube ich, dass die Erfahrung eines Irrtums ausreicht, nicht nur, um mir selbst nicht alles zu glauben, sondern auch den anderen. Sie könnten sich, ob sie nun mit oder ohne Lüge aufgewachsen sind, genauso täuschen wie ich. Daher würde ich eher sagen: Am Anfang war der Irrtum (wobei auch dieser Anfang nur ein Irrtum ist).

Ein Wort noch zum Trost. Man sagt: es wird schon wieder gut, oder: morgen scheint wieder die Sonne. Kann das eine Lüge sein? Am Sterbebett ist es vielleicht ein peinlicher Fauxpas (wenn auch nicht so peinlich, wie eine lange Predigt über das kurz bevorstehende Jenseits). Was die oft als Lüge beschworene Phantasie betrifft, möchte ich ein bekanntes Beispiel aus der Kindheit anbringen. Ich schaue in den Himmel und sehe ein Wolkengebilde in Form eines

* – nicht auch Falschheit? Es ist eine Komödie, ich weiß. Ich möchte dennoch eine Lehre daraus ziehen. Die Leute stellen Fragen nach dem Muster „dies oder das?“, „ist es so oder anders?“, sie denken an die Zukunft, benutzen oft den Konjunktiv und öfter noch das Wort „Versager“. All das (und natürlich noch viel mehr) deutet auf ein intimes Verhältnis zur Falschheit hin. Die Hauptsache bei alledem ist jedoch weniger die Lüge als die Weitergabe der Gene, denn es ist, um nicht mehr zu verraten, eine Liebeskomödie (wenn man Ricky Gervais so bewundert wie ich, dann schaut man sich den Film trotzdem ganz gern an).

Wolfs. Schau, sage ich, ein Wolf. Auch wenn auf den zweiten Blick schon ein Lamm daraus geworden ist, frage ich mich ernsthaft, wie ich damit irgendjemanden belügen hätte wollen. Ein anderes Beispiel. Wenn ich an Münchhausen denke, den „Lügenbaron“, dann denke ich an jemanden, der eine unglaubliche Geschichte nach der anderen erzählt, nicht an jemanden, der damit irgendjemanden belügen wollte. Wäre das seine Absicht, so wäre er ein furchtbar schlechter Lügner.*

Ein Witz, eine Metapher oder eine Blödelei, ein Kalauer oder eine Andeutung, eine ironische Bemerkung: das alles passt sehr wohl zur Kategorie der „oratio duplex“, sowie auch zum doppelten Bewusstsein, mit dem ich einen Glauben wie den an das Bier im Kühlschrank annehmen und fixieren kann, um mich gegebenenfalls davon auch wieder zu distanzieren. Die „oratio duplex“ muss jedenfalls, nur weil sie das Zeichen eines sprachlichen Bewusstseins überhaupt ist, nicht sogleich zum „Signum der Lüge“ erklärt werden.**

*

Abschließend möchte ich auf die Figur des Tölpels zurückkommen, der die Aufgabe zukommt, in jede nur denkbare Falle zu tapen. Umgekehrt ist es der „erstbeste Trottel“, der das Raffinement der Lüge durcheinanderbringt und auflöst, ohne es zu wollen.*** Bei aller Sympathie für diese Figur kann man nicht Partei für sie ergreifen oder sich selbst für sie einsetzen (ähnlich dem Idiotismus, eine Fi-

* Es ist mir unbegreiflich, wie die Kategorie des Unglaublichen für eine absichtliche Täuschung oder für die Lüge sprechen könnte (vgl. Robert Pfaller, *Das Unglaubliche. Über Illusion, Lust und Kultur*. In: Liessmann 2005. 218f.). Ist die Lüge denn nicht gerade nur dafür gemacht, so glaubhaft wie nur möglich zu sein?

** Vgl. Harald Weinrich, *Linguistik der Lüge*. Heidelberg 1966, 40.

*** Vgl. Vladimir Jankélévitch, *Von der Lüge*. Hamburg 2016, 100f.: „Der Töpel stört mit einem hingeworfenen Wort die fromme Lüge ... [Er] sagt, was man nicht sagen soll, gerade dann, wenn man es nicht sagen darf, dort, wo man es nicht sagen soll ... Es ist erniedrigend für uns, dass eine so wichtige Rolle in der Bekundung der Wahrheit durch unsere Feigheit dem erstbesten Trottel zukommt; nicht weil, wie man vermuten würde, der Trottel subtil wäre [...] – sondern weil er der Töpel ist, das heißt der Unbewusste, derjenige, der sich vom Doppeldeutigen fangen lässt und der in alle Fallen der Sphinx fällt.“

gur, die man mitunter selbst abgibt, ohne sich damit identifizieren zu können). Sich zum Beispiel belügen lassen: das ist leichter gesagt als getan. Denn man kennt und verbreitet damit nur bewusst die Atmosphäre des Misstrauens, für die der Tölperei schlicht der Sinn fehlt.

Für den unglückseligen Fall, in dem man dafür trotz Naivität empfänglich ist, möchte ich eine Wendung erwähnen, die ich mir schon als kleines Kind angewohnt habe: „ehrlich wirklich wahr“. Gelernt habe ich sie in einer Atmosphäre des Misstrauens, die so dicht und bedrückend war, dass sich diese drei Worte, die je für sich schon einen Geltungsanspruch erheben, instinktiv zu einem einzigen Ausdruck zusammengeballt haben: „ehrlichwirklichwahr“.* Wie jedes Kind weiß, ist der Wert und Nutzen einer solchen Versicherung gleich null; ja, sie macht die Sache nur noch schlimmer. In die Ecke gedrängt, arbeitet die Beteuerung an der eigenen Inflation, man wird nervös, läuft rot an und zeigt auch sonst alle Anzeichen, die bekanntlich für die Lüge sprechen.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber diese Wendung hat trotz vehementen Misserfolgs überlebt – in meiner eigenen Sprach- oder Lügengeschichte, wie ich vielleicht nicht extra hinzufügen muss. Heute ist meine Wendung ein Ausdruck der Überraschung, ein Reflex der Bewunderung für eine der unzähligen Geschichten, die man sich selbst dann ausdenken muss, wenn sie sich tatsächlich so abgespielt haben sollen, wie sie erzählt werden. Der trotzig oder etwas weinerliche Ton einer Behauptung wurde ersetzt mit dem einer rhetorischen Frage, sodass „ehrlich wirklich wahr?“ in etwa folgendes bedeutet: „es ist vielleicht weder wahr, noch wirklich oder ehrlich, aber mach ruhig weiter so“.

Und so reagiert mein jeweiliges Gegenüber auch, indem es seiner Geschichte noch mehr Ausschmückungen verleiht, weitere Details und Übertreibungen hinzufügt. Eine rhetorische Figur tanzt nach der anderen an, ohne dass ich befürchten müsste, in irgendeiner Weise belogen und betrogen zu werden.

Um zu einem Fazit zu kommen, möchte ich einen Satz zitieren, den ich gern einem empirisch gesinnten Nominalisten wie John

* In der Schulzeit kam etwas später, wohl unter dem Eindruck eines Wechsels von Ost nach West, ein gurgelndes „echt“ hinzu, etwas abgesetzt, also „echt – ehrlichwirklichwahr“, was hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt sei.

Locke zuschreiben würde: „Die Menschen lügen weniger als sie glauben.“ Dieser Satz stellt die Lüge vor ein Rätsel. Sie glaubt, ihre „bösen“ Absichten, die infolge dessen, was sie hervorbringen, meinetwegen auch „gut“ sein können, im Griff zu haben – und zwar fest und umso fester, je mehr sie sie verbirgt. Wenn diese Absichten daher nicht nachzuweisen und schon gar nicht zu *beweisen* sind,* wenn sie nur in einem abgeschotteten, „privaten“ Sinn existieren, zugänglich also nur im heimlichen Privatissimum mit sich selbst, dann gibt es keinen Grund, sich ausgerechnet in dem Punkt, dass man lügt, so sicher zu sein wie man für gewöhnlich glaubt.**

* Um die Nicht-*Beweisbarkeit* dreht sich letztlich auch Derridas *Geschichte der Lüge*, in der bei aller Kritik an Hannah Arendt und Alexandre Koyré kein Grund genannt wird, warum die Nicht-*Beweisbarkeit* vice versa nicht auch auf die Aufrichtigkeit zutreffen sollte, sowie auf alle Handlungen, die durch Absichten gekennzeichnet sind (vgl. Derrida 2015, 80–86). Stattdessen zielt die Dekonstruktion des Begriffs der Lüge, der durch die Unterscheidung „gelogen/nicht-gelogen“ strukturiert ist, durch den *Gegensatz zwischen Aufrichtigkeit und Unaufrichtigkeit, beabsichtigt und unbeabsichtigt, gewollt und ungewollt*, auf seine metaphorische Erweiterung. Dieses Vorhaben wird in der *Geschichte* nur angekündigt, weshalb sie in dieser Hinsicht als *Prolegomena* zu verstehen ist. Was man erwarten darf, ist eine Logik der Anzeichen, eine „Symptomatologie, die alles behandelt, was einer Lüge ähnelt (die riesige Reihe all dieser gebrochenen Wahrheiten wie der Lapsus, die Verleugnung, der Traum, alle rhetorischen Ressourcen des Unbewussten usw.) und der Lüge im engen Sinne“ (ebd. 83f.). „Was einer Lüge ähnelt“: das ist ihre Erscheinungsweise, die Derrida konsequent als die „Lüge und ihre Wirkung“ beschreibt, die zusammengekommen „niemals als solche erscheinen können müssen“. Eine Lüge, die als solche erscheint, kommt nicht zur Wirkung. Und eine Lüge, die nicht als solche erscheint, kommt zu ihrer Wirkung, dafür bleibt sie unbekannt. Darüber lässt sich folglich gar nichts sagen. Wenn ich die *Prolegomena* mit dieser Paraphrase nicht falsch verstehe, dekonstruiert sich die Lüge, sobald sie mit ihrer Wirkung gepaart ist, selbst. „Die Lüge lesen“: das wäre vielleicht ein passender Arbeitstitel für dieses künftige Projekt, das vermutlich gleichfalls nicht erscheinen können soll.

** Locke sagt im letzten Absatz von Kapitel XX seines Versuchs über den menschlichen Verstand Ähnliches über die Täuschung. In einer Marginalie dazu heißt es: „Es befinden sich nicht so viele Menschen im Irrtum, wie man gewöhnlich annimmt.“ Der Absatz beginnt mit den Worten: „Es wird zwar viel Geschrei in der Welt über Irrtümer und Meinungen erhoben“, wobei das Geschrei als das „skeptische Geschrei“ seiner Zeitgenossen zu betrachten ist (vgl. John Locke, *Versuch über den menschlichen Verstand*. Hamburg 1988, 436f.). Um Lockes Argument auf die Lüge zu übertragen, muss man das Geschrei aller-

*

Abschließend oder vielmehr, da ich ja schon abgeschlossen habe, anschließend möchte ich zur „Erfindung der Lüge“ eine andere Geschichte erzählen. Auch wenn man in einer Gegend, um nicht zu sagen „Welt“ aufwächst, in der überall sowie in nächster Nähe die Lüge gedeiht, muss man sie irgendwann einmal für sich selbst erfunden haben, vorausgesetzt, sie ist niemandem von der Nase abzulesen, weder vom Mund noch von der Zunge. Davon liest man nur die Worte ab, die man für seine erste Lüge brauchen wird.

Für meine Geschichte ist bereits eine Sprache notwendig, in der man sich über die Dinge ebenso austauschen kann wie über sich selbst.* Mit ihr hat man gelernt, sich als eine handelnde Person zu beschreiben, nach einem Muster, nach dem man von anderen als eine derartige Person beschrieben wird (was vermutlich schon geschehen muss, bevor man sich dementsprechend selbst beschreiben kann). Nach demselben Muster beschreiben sich auch die andern als handelnde Personen, gegenseitig ebenso wie auch jeweils auf

dingen in einen Lobgesang modulieren, mit dem alles andere als skeptischen Unterton, dass die Wahrheit, die Wirklichkeit oder Aufrichtigkeit – ohne Lüge – nicht auszuhalten sei. Das Argument dafür, dass man sich weniger täuscht als man glaubt, besagt in etwa, dass „die Menschen“ in ihrem Tun und Lassen nicht so oft die Gelegenheit finden, sich die falschen Meinungen und Irrtümer vor Augen zu halten, um ihnen auch selbst zuzustimmen. Die Zustimmung zu einer falschen Meinung wäre nach diesem Argument das mindeste, was man von einem Irrtum verlangen kann. Es ist ein bekanntes Argument der pyrrhonischen Skepsis, der Locke auch zugestimmt hat, dass „die Menschen“ nicht im Besitz von unerschütterlichen Wahrheiten sind, insbesondere nicht von solchen, die ihnen die Philosophie vorenthalten muss, um sie damit zu verschonen. Wie dem auch sei, auf die Lüge übertragen bedeutet das Argument, dass trotz einer vielleicht allgegenwärtigen Bereitschaft, andere zu belügen, die Gelegenheit, es tatsächlich zu tun, nicht gerade so üppig gestreut ist wie man es sich vorstellt.

* Ich orientiere mich dabei an Davidsons Aufsatz mit dem Titel „Die Sprache der Literatur“ (in: Donald Davidson, *Wahrheit, Sprache und Geschichte*. Frankfurt am Main 2008, 262–284) und Anscombes Abhandlung über die *Absicht*, in der sie sich unter anderem die Aufgabe stellt, Gründe dafür zu nennen, weshalb Absichten keine „privaten“ oder „inneren“ Gegenstände oder Ereignisse sind, zu denen nur die handelnde Person selbst einen Zugang hat (Gertrude Elizabeth Margaret Anscombe, *Absicht*. Freiburg/München 1986, 80f.). Sie müssen dazu gemacht werden, und davon sollte meine Geschichte auch handeln.

sich selbst bezogen, was aus der Perspektive des Lernens keinen Unterschied macht. Körperliche Bewegungen, Verhaltensweisen und Handlungen, Absichten und Wünsche, alles das liegt in dieser Phase auf derselben Ebene wie die Worte, die man zu imitieren versucht. Es liegt auch auf derselben Ebene wie das Missgeschick, das in meiner Geschichte die Hauptrolle spielen wird, die Initialzündung in meiner eigenen „Erfindung der Lüge“.

Bevor es soweit ist, weiß ich bereits, dass *das Herbringen eines Tellers* als „das Herbringen eines Tellers“ beschrieben wird, und dass ich auf den entsprechenden Wunsch (oder Befehl) einen Teller herbringen soll. Das Missgeschick ist, wie es scheint, leicht nachzuvollziehen. Ich wollte den Teller herbringen, doch er fällt zu Boden. *Was habe ich getan?* Mein Gegenüber blickt auf den Boden, wo der Teller in Scherben liegt, dann mir in die Augen. Ich kenne diesen Blick, auch wenn er mich das erste Mal trifft, den „bohrenden Blick“, wie man so sagt. Dem kann mein Blick natürlich nicht standhalten. Und so zwiespältig, wie er wirkt, bin ich auch tatsächlich selbst. Denn für mich gilt in diesem Moment zweierlei: Ich habe den Teller auf den Boden fallen lassen – und: ich habe ihn *nicht* auf den Boden fallen lassen. Also „Ja“ oder „Nein“, wer soll sich da noch auskennen? Da, mitten in diesem Paradoxon, geschieht es, dass ich die Lüge erfinde. Es geschieht dadurch, dass ich die Handlung von der Absicht trenne. Ich habe es getan *und* ich habe es zugleich nicht getan, einmal mit und einmal ohne Absicht.

So oder so ähnlich habe ich, ob man es glaubt oder nicht, die Lüge erfunden. Ich habe sie erfunden, aber noch nicht angewandt. Wie es so oft bei einer derartigen, epochemachenden Erfindung der Fall ist, muss sie zuerst eine Zeitlang geprüft und geprobt werden, bevor sie mit Erfolg in der öffentlichen Arena zum Auftritt kommt, in einer Arena wohlgemerkt, in der sich bereits all diese kleinen und großen, mehr und weniger netten Lügen tummeln. Eine derartige Übung könnte in etwa so vor sich gehen, dass ich Dinge wiederholt zu Boden fallen lasse. Einmal werde ich dafür bestraft (notfalls von mir selbst), einmal nicht. Es ist eine Variante von Freuds Fort-Da-Spiel, mit dem ich die symbolische Wiederholung, das Verstecken und Wiederherholen, statt mit meiner Spule mit meiner Absicht spiele. So lerne ich, sie an einem Bindfaden gleichsam parat zu haben, obwohl sie wie die Spule unter meiner „Decke“ versteckt und

für andere nicht sichtbar ist. Umso öfter ich meine Absicht verberge, desto öfter muss ich sie mir auch vergegenwärtigen können, eine Kunst, die für mehr als nur für eine Lüge zu gebrauchen ist.

Mit dem Missgeschick, der Ablösbarkeit und Verborgenheit der Absicht, erfinde ich *vor* der Lüge noch den Zweck. Gleich, um welchen es sich handelt, der Zweck ist in der aktuellen Handlung ebenso wenig sichtbar wie die Absicht im Fall des Missgeschicks. Man drückt zum Beispiel auf den Knopf, doch wozu das gut sein soll, das lässt sich an Ort und Stelle des Knopfdrucks nicht feststellen. Dieser ist nur ein Mittel, eine Kategorie, die mit dem Zweck Hand in Hand geht. Was ich damit sagen will, ist, dass die Anwendung der Lüge einen weiteren Geistesblitz erfordert, eine zweite Zündung. Der Zweck muss mit dem Verbergen der Absicht in Zusammenhang gebracht werden – und das in einer Situation, in der ich, wieder einmal zur Rede oder in die Ecke gestellt, ohne Verlegenheit und so kaltschnäuzig wie möglich ein „Ja“ oder „Nein“ hervorbringen kann.*

Die eine Absicht, zu lügen, fächert sich dabei in verschiedenerlei Absichten auf: Erstens in die Absicht, ein Wort oder zumindest eine Geste hervorzubringen, zweitens in die Absicht, dass diese Äußerung etwas bedeuten soll.** In dieser Absicht gebe ich meinem Ge-

* Es ist für die erste Lüge, falls es so etwas gibt, wesentlich, dass sie eine möglichst knappe Antwort darstellt. Vom „Fabulieren“ ist sie von Anfang an so weit entfernt, dass keinerlei Zusammenhang zu erkennen ist. Ich weiß nicht, in welcher Umgebung man aufgewachsen sein muss, um auf die Idee zu kommen, dass sich zum Zweck der Lüge eine ganze Geschichte erzählen lässt. Ich hatte jedenfalls nicht dieses seltsame Glück; fabuliert habe ich natürlich trotzdem (vielleicht sogar umso mehr).

** Vgl. Davidson 2008, 267–271. Diese Absichten muss ich nicht eigens gebildet oder irgendwie erfasst haben. Ich bin mir dessen vielleicht nicht einmal bewusst, so wie ich mir in der Absicht, ein Bier zu holen, nicht dessen bewusst bin, dass ich zwölf Schritte machen muss. „Meiner Ansicht nach“, schreibt Davidson an anderer Stelle, „sind bewusst erwogene Überzeugungen oder mit Bedacht erwogene Absichten nicht unsere einzigen Überzeugungen und Absichten. Angenommen, ich setze einen Fuß vor den anderen, während ich in die Küche gehe, um mir [ein Bier] zu holen. Da vergeude ich keinen Gedanken an die Bewegung meines Fußes [...]. Doch wenn ich befände, dass [kein Bier im Kühlschrank] ist, würde ich diesen Schritt nicht tun. Ich hätte Gründe dafür, diesen Schritt zu tun, und ohne diese Gründe täte ich ihn nicht.“ (Donald Davidson, *Der soziale Aspekt der Sprache*. In: Davidson 2008, 202).

genüber zu verstehen, dass ich den Teller auf den Boden fallen gelassen habe oder dass ich ihn *nicht* auf den Boden fallen gelassen habe. Hinzu kommt, dass meine zweite Absicht, in der ich entweder dies oder das zu verstehen gebe, durch die gemeinsame Situation, in der ich mit meinem Gegenüber vor den Scherben stehe, gerechtfertigt ist. Ob ich dafür einen ganzen Satz benutze, ein Wort oder nur ein Kopfnicken, ist belanglos.

Soweit fügt sich die Situation der Lüge nahtlos ein in die zuvor beschriebene Situation, die für mich einer „Welt ohne Lüge“ gleichkommt. Man kann in mir als einer sprachlich performierten Person „lesen wie in einem offenen Buch“, eine Wendung, die ich als Kind oft schon zu hören bekommen habe, bevor ich noch selbst zu lesen gelernt habe. Nachdem ich in dieser Situation also die undankbare Rolle eines kleinen Autors übernehmen muss, der die Niederschrift der Handlung für einen geübten, großen Leser hervorbringt, der sein „Buch“ mit argwöhnischen Blicken durchblättert, sollte dasselbe möglichst konzise gestaltet und auf den Punkt gebracht worden sein.

Erst die dritte, auf den Zweck des Verbergens bezogene Absicht macht meine Handlung zu einer Lüge, die eine Aussicht auf Erfolg hat. Diese Aussicht kann sich erst dann einstellen, wenn die anderen beiden Absichten erfüllt sind. Im einfachsten, und doch grundlegenden Fall halte ich meine Äußerung für falsch, während ich glauben machen möchte, ich hielte sie für wahr. Es ist der Glaube, dass die Bedingung, unter der meine Äußerung wahr wäre, nicht erfüllt ist, den ich als Lügner verbergen muss.* Die entscheidende Rolle spielt dabei nicht die Wahrheit – auch mit einer Lüge kann ich mich irren, wie schon Augustinus festgestellt hat, sondern das Fürwahrhalten, welches zu verbergen ist. Ganz gleich, ob ich die Tasse

* Oder umgekehrt, dass sie erfüllt ist. Ich lasse hier alle Komplikationen beiseite. Ich könnte als Lügner auch glauben, dass die Wahrheitsbedingung meiner Äußerung erfüllt ist, während ich glauben machen möchte, sie sei nicht erfüllt. Dabei verberge ich den Glauben an ihre Falschheit, was in dem Fall ratsam ist, in dem ich glaube, dass mein Gegenüber glaubt, dass ich lüge. Wenn ich aber glaube, dass es glaubt, dass ich in der soeben genannten Art und Weise lüge, ist es wieder ratsam, dass ich auf weitere Komplikationen verzichte und auf die einfachere Art und Weise lüge. Am ratsamsten wäre es, die Atmosphäre des Misstrauens aufzulösen oder abzuwarten, dass sie sich legt. Ratsam ja, aber wer weiß schon, wie das geht?

auf den Boden fallen gelassen habe oder nicht, ich glaube jedenfalls in dieser dritten, verborgenen Absicht, ich hätte es getan, während ich zugleich glauben machen möchte, ich hätte es nicht getan.

Bei alledem kommt die Wahrheit, um die im Lügendiskurs „so viel Aufhebens“ gemacht wird, nur sehr indirekt ins Spiel. Sie tritt nur durch die Äußerung und ihr gemeinsames Verständnis in Erscheinung, das heißt, durch die Wahrheitsbedingung,* die ich als Lügner ebenso kennen muss wie mein belogenes Gegenüber. Die Geister scheiden sich in dem einen Punkt, der ihre Erfüllung betrifft.** Dass es dazu kommt – Lügner hier, Belogene da –, dafür sorgt weder die Wahrheit noch Sinn und Bedeutung meiner Äußerung, sondern das Fürwahrhalten, der Glaube, den ich für mich behalten muss. Abgesehen davon sollte ich mit meinem Gegenüber soweit übereinstimmen, dass kein Missverständnis darüber aufkommt, wie meine Lüge zu verstehen ist. Eine Diskussion über die Bedeutung meiner Äußerung ist das Letzte, was ich als Lügner brauchen kann. Wenn meine Lüge schwer verständlich oder doppeldeutig ist, wenn „zwischen den Zeilen“ gelesen werden muss, dann habe ich irgendetwas falsch gemacht.

* – wie auch immer sie zu formulieren ist. Ich habe dabei nur den überlieferten, vielleicht aber auch unüberbietbaren Vorschlag im Kopf, der die Äußerung eines ganzen Satzes betrifft: „ich habe die Tasse auf den Boden fallen gelassen“ *ist wahr dann und nur dann, wenn ich die Tasse auf den Boden fallen gelassen habe*. Diese Wendung besagt nichts darüber, ob die Bedingung erfüllt ist oder nicht, sie sagt auch nichts über die Situationen und Absichten, in und mit denen die zitierte Äußerung gebraucht wird. Dazu noch zwei Bemerkungen. Auffällig an jener Wendung, die denselben Satz einmal zitiert und einmal gebraucht, ist zum Ersten die Struktur der Wiederholung, die sie nicht nur ästhetisch ansprechend macht, sondern die auch für die Ästhetik spricht, für die Kategorie des Scheins, die sich, wie die Formulierung zeigt, nicht der Kategorie der Wahrheit entgegenstellt. Zweitens scheint es dagegen etwas seltsam zu sein, wenn man in diese Wahrheitsbedingung anstelle des Zitats ein Kopfnicken oder ein einziges Wort wie „Ja“ einsetzt. Die erste Lüge, die Bellison erfindet, ist eine Zahl: „achthundert“, glaube ich. Das ist (in dieser Szene) wahr dann und nur dann, wenn Bellison achthundert Dollar am Konto hat. So zumindest sollte die Bankangestellte diese Erfindung der ersten Lüge verstehen.

** Sie sollten sich darin scheiden, wenn es nach der Lüge geht. Wieder geht es dabei nicht um die tatsächliche Erfüllung, die ich auch als großer Lügner nicht in meiner Macht habe, sondern um die geglaubte Erfüllung, die nebenbei auch die Autorität und den Egoismus der Lüge erklärt.

Damit meine Lügengeschichte enden kann, muss noch eine weitere Absicht hinzukommen, ein letzter Zweck. Dieser muss nicht verborgen sein. Bellison lügt zunächst, um Geld zu bekommen, und sodann, um die Mutter zu trösten. Es ist nicht nur möglich, sondern der Lüge auch dienlich, dass die Mutter ebenso wie die Bankangestellte diesen letzten Zweck, den Bellison im Sinn hat, erkennt. Schließlich soll seine Lüge, um auf das Philosophicum zurückzukommen, nur dazu dienen, in einer besseren Welt zu leben. Bellison ist oft genug am Verzweifeln, wenn die Leute das nicht einsehen wollen. Was mich betrifft, so hätte ich Glück gehabt, wenn meine erste Lüge ihren doch so offensichtlichen Zweck, ungestraft von dannen zu gehen, erreicht hätte – aber ich will hier nicht weiter jammern.

Ohne einen letzten Zweck,* der von der Lüge leicht abzulösen ist (jener sollte irgendwann offen zutage liegen, diese soll verborgen bleiben), müsste man es zustande bringen, um der Lüge selbst willen zu lügen. Wenn man sie zu einem Selbstzweck erklärt, was scheinbar doppelt raffiniert und auch ästhetisch angemessen klingt,** ver-

* Ohne diesen oder jenen „letzten Zweck“, den „Hintergrundzweck“, wie ihn Davidson nennt, hätte Bellison gar nicht damit angefangen, zu lügen. Er hätte in der Bank den Mund nicht aufgemacht, um „achthundert“ zu sagen, wenn er damit nicht die Absicht verfolgt hätte, zu Geld zu kommen. Nachdem sein Konto schon überzogen war, hätte er zu demselben Zweck auch einen Überfall in Betracht ziehen können, bei dem das Wort „achthundert“ (maskiert und mit vorgehaltener Pistole) gewiss keine Lüge gewesen wäre.

Die Lüge ist so gesehen eine mustergültige sprachliche Handlung. Sie zeigt in einer eindrucksvollen Art und Weise, wie die drei Sprechakttypen, die man nach Austin als *lokutionär*, *illokutionär* und *perlokutionär* bezeichnet, in ein und derselben Handlung ineinandergreifen. Das geschieht in einem Akt, nicht in drei verschiedenen Akten, die man je für sich oder hintereinander ausführen könnte. Die drei Sprechakttypen bezeichnen die drei Aspekte, in denen eine sprachliche Handlung wie die Lüge misslingen kann. Das erklärt zum Teil, weshalb es „Lügen ohne Belogene“ gibt. Auch wenn die Lüge den letzten Zweck nicht erreicht, bleibt sie eine Lüge, so wie eine Frage eine Frage bleibt, auch wenn sie keine Antwort findet. Wäre das allerdings die Regel, so würde man aufhören, eine Frage zu stellen; oder man hätte damit gar nicht erst angefangen.

** „Die Verborgenheit verbergen“ – klingt das nicht unheimlich interessant? „Der Wille zum Schein geht tiefer als der Wille zur Wahrheit.“ Es ist schon seltsam, dass dieser Stehsatz im hier als bekannt vorausgesetzten Diskurs bestrebt ist, der Lüge den roten Teppich auszurollen. Die Lüge kratzt nicht we-

gisst man wie so oft die Figur der Belogenen. Sie macht die Lüge zunächst zur Täuschung und darüber hinaus macht sie die Täuschung zu einem Mittel, das sich für allerlei Zwecke eignen sollte. Gleich, welche es sind, es sind die Belogenen, die dafür sorgen, dass dieselben erreicht werden. Diese weiteren Zwecke sind indessen so vielfältig, dass es aussichtslos wäre, die Lüge je nachdem zu klassifizieren, worauf sie jeweils hinauswill. Es wird immer einen, vielleicht sogar lobenswerten Zweck geben, um dessentwillen noch niemand gelogen hat. In dieser Hinsicht ist die „Erfindung der Lüge“ eine Geschichte, die noch lange nicht zu Ende gegangen ist.

niger am Schein als das Misstrauen, dem sie zuarbeitet. Apropos: „Die Lust an der Täuschung“ – ich muss sie in diesem Zusammenhang nun doch erwähnen. Sie ist, wenn mich nicht alles täuscht, nicht die Täuschung selbst, so wie die Lust am Essen nicht das Essen selbst ist, die Lust am Spaziergang nicht der Spaziergang selbst u.s.w. Von einem Pianisten habe ich einmal gehört, dass er zwei Tage vor dem Konzert zu üben aufhört, um hernach, wenn er das Podium betritt, wieder Lust aufs Klavier zu haben.